



„Er hat mich da fotografiert, wo ich am liebsten bin.“

Glasbläserin Kerstin Müllerperth



„Zum Glück musste ich für den Fototermin nicht extra zum Frisör gehen.“

Jazzmusiker Bibi Kreutz



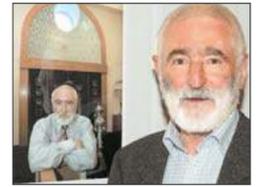
Gespräche am Rande der Ausstellungseröffnung: Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch, Fotograf Sebastian Seibel und der am Existenzminimum lebende Rentner Derek Zumpe.

Fotos: Ketterl



„Der Maltisch ist das Einzige, was ich von meiner Oma aufbewahrt habe.“

Malerin Viola



„Das Bild gefällt mir einfach.“

Andrew Hilkowitz, stellvertretender Vorsitzender der israelischen Kultusgemeinde

Der Stadt viele Gesichter gegeben

Sebastian Seibel stellt in seiner Ausstellung „Wir, hier“ bekannte und weniger bekannte Gesichter aus und um Pforzheim vor

PFORZHEIM. Lassen sie mich aus dem Nähkästchen plaudern. Über meinen Kollegen, den Fotoreporter Sebastian Seibel. Ein liebenswerter, bedächtiger Mensch, mit dem man wunderbar diskutieren kann. Ob der Eames-Sessel der Bertolotti-Bank vorzuziehen ist, ob die letzte documenta spannend war als die mit der Nummer 11. Der 33-Jährige ist ein wandelndes Lexikon, was das Design der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oder – als gebürtiger Kassler – die vergangenen Weltkunstausstellungen angeht. Und über Espresso-Maschinen könnte er Romane erzählen. Abendfüllend! Doch wenn man ihn auf seine Fotografien anspricht, dann herrscht meist Funkstille. Besonders wenn man versucht, seine Arbeiten in die

Nähe von Kunst zu rücken. Eine Auster könnte kaum verschlossener sein. Doch welches Temperamentsbündel in ihm steckt, das wird immer dann offenbar, falls es einer der Redakteure in Erwägung ziehen sollte, eines der Seibel-Fotos zu verändern, gar beschneiden oder womöglich einen Ausschnitt herauszuvergrößern. Denn solcherart Frevel kann Seibel nicht durchgehen lassen. „Das Foto ist genau so wie es sein muss. Und deshalb auf keinen Fall zu verändern.“ Also doch Kunst?!

Genau dieses Spannungsfeld zwischen schnellebigen Pressefotos und – im besten Fall die Zeiten überdauernder – Fotokunst war auch Thema der mit über 200 Interessierten außerordentlich gut besuchten

Vernissage der Ausstellung „Wir, hier“ im Pforzheimer Kulturhaus Osterfeld. Denn während der stellvertretende PZ-Chefredakteur und seit 1997 journalistische Weggefährtin Seibels, Holger Knöferl, einen „Exkurs über das Wesen des Pressebildes im Allgemeinen und die Psyche des Pressefotografen im Speziellen“ hielt, ging Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch auf die formalen und inhaltlichen Schwerpunkte der ausstellten Fotografien ein. Und während „ein Zeitungs Fotograf eine Situation oft extrem schnell erfassen und in ein Bild umsetzen muss“, so Knöferl, „wollte Seibel mit dieser stillen Porträtreportage seine Idee wirklichen, Menschen, die in Pforzheim und dem Enzkreis leben und die

Stadt und das Umland prägen, im Bild festzuhalten“, schilderte Baumbusch.

Zutiefst humane Grundhaltung

Der Fotograf dokumentiere in diesen bewusst von ihm so arrangierten Fotografien die „ganze soziale, wirtschaftliche, kulturelle und weltanschauliche Vielfalt der Stadtgemeinschaft und bekunde damit auch eine zutiefst humane Grundhaltung“. Denn in seinen Porträts, die wöchentlich im Magazinteil der Pforzheimer Zeitung erscheinen, setzt der die evangelische Pastorin und Mitbegründerin der Vesperkirche Maria Trautz im Schiff der Altstadtkirche ebenso ins Bild wie Hosein Fatimi von der Christlich-Islamischen Gesell-

schaft in der Moschee oder Andrew Hilkowitz in den Räumen der Synagoge. Für Baumbusch sind „Seibels Ansichten“ Facetten eines riesigen Kaleidoskops, die exemplarisch für eine unendliche Bandbreite von Lebensformen und -chancen in dieser Stadt stünden. „Neben jenen, die sich mit Blick auf die Einkommens- und Lebensverhältnisse eher im unteren Bereich der sozialen Skala befinden, treten diejenigen, die mehr Glück gehabt haben, zum Beispiel Christoph Bulter, für den mit seiner Lehre zum Mechaniker ein Traum wahr geworden ist.“ Der 33-jährige Fotograf habe die Personen in ihrer typischen Umgebung aufgenommen, seien es Prominente, wie Oberbürgermeisterin Christel Augenstein an ihrem

Schreibtisch, Künstlerinnen wie Kerstin Müllerperth in ihrem Glasbläser-Atelier, Sängerinnen, wie Lilian Huynen in der Maske des Stadttheaters oder den Rentner Derek Zumpe in seiner kleinen Küche. Claudia Baumbusch: „Seine eigene Zurückhaltung im Umgang mit den von ihm Porträtierten, die Art und Weise, wie er ihnen mit Respekt begegnet, wie er ihre Würde achtet, sagt nicht nur etwas über den Fotografen, sondern auch etwas über den Menschen Sebastian Seibel aus.“ Sandra Pfäffin

Die Ausstellung im Kulturhaus Osterfeld ist bis 11. November dienstags bis freitags, 18.30 bis 20 Uhr, an Veranstaltungstagen bis 22 Uhr geöffnet. www.kulturhaus-osterfeld.de



Sehr souverän: der Dirigent Pierre Boulez.

Foto: Kemper

Im Rausch der Orchesterfarben

Eröffnung von **Musica Straßburg** im Festspielhaus Baden-Baden mit **Pierre Boulez** und dem **Ensemble Modern Orchestra**

BADEN-BADEN. Mit den knappen Bewegungen seiner Hände entfesselt Pierre Boulez scheinbar unbegrenzte rhythmische Energien, ordnet die Klangfluten des Ensemble Modern Orchestra im Festspielhaus Baden-Baden, macht unangestrengt musikalische Strukturen hörbar. Dem konzentriert-agil wirkenden Dirigenten und Komponisten sieht man seine 82 Jahre nicht an. Bei der Eröffnung des Festivals Musica Straßburg im Musentempel an der Oos präsentiert er ein ausschließlich der Musik des 20. und 21. Jahrhunderts gewidmetes Programm, im ansonsten eher konventionellen Angebot des Festspielhauses ein attraktiver Kontra-

punkt. Dabei stellt er mit Edgar Varèses „Amériques“ von 1921 einen Klassiker der Moderne und seine eigenen „Notations“ (I, VII, IV, II, II), Matthias Pintschers „Towards Osiris“ und die Uraufführung von Mark Andre „...Auf...II“ gegenüber.

Wobei die jüngeren Werke wie Pintschers Osiris-Studie für Simon Rattle und die Berliner Philharmoniker aus dem Jahr 2005 trotz souveräner Beherrschung der Materie und manchen Klangreizes fast leichtgewichtig wirken. Und auch bei Mark Andre „...Auf...II“ drängt sich trotz großer Einfallreichums des 43-jährigen Pariser, der bei Helmut Lachenmann an der Stuttgarter Musikhoch-

schule ausgebildet wurde, die Frage auf, ob dem ausufernden Werk nicht mehr Konzentration gut angestanden hätte. Das auf den zwei an den Bühnenden einander gegenüber stehenden Flügeln vorgestellte motivische Material unterzieht der Komponist einer Klangerforschung. Den spieltechnisch immens geforderten Streichern kommt hauptsächlich die heikle Aufgabe zu, neue Klangräume auszumessen. Wobei sich die sehr differenziert eingesetzten klanglichen Mittel trotz des Engagements des Ensemble Modern Orchestra recht bald abnutzen.

Edgar Varèses „Amériques“ werden dagegen unter Boulez suggesti-

ver Leitung zu einer Mentalitätsstudie Amerikas der 1920er-Jahre. Wobei Boulez entgegen seiner früheren Auffassung heute nicht mehr nur auf die brutale Kraft der peitschenden Rhythmik im Finale und die Betonung des gewaltigen Percussionsapparates setzt. Ebenso wie die berühmte Sireneneffekte von „Amériques“ sehr dezent erklingen, so verweist das Ensemble Modern Orchestra im gut besuchten Festspielhaus auf die Wurzeln des Werkes in der französischen Musik wie beispielsweise Debussy. Dennoch bleibt Boulez diesem Klassiker der Moderne nichts an kraftvoller Energie und durchgängiger Spann-

kraft schuldig. Diese prägt auch die Notations von Boulez, die auf zwölf knappen Klavierwerken des Komponisten aus dem Jahr 1945 basieren. Die Bearbeitung des musikalischen Ausgangsmaterials geht aber weit über eine bloße Instrumentierung hinaus. Welche Klangfantasie Boulez hier auf engstem Raum entwickelt, er Orchesterkräfte freisetzt, die nie ausufernd und immer neue Facetten zeigen, begeistert. Knappe, an Weibern gemahnende Klanggesten werden hier aller Sprödigkeit entkleidet und mit der Farbenpracht versehen, die ein modernes Sinfonieorchester mit seinen avancierten Spieltechniken zu bieten hat. Thomas Weiss

Ein Ausstattungsfest für die Augen

Heute hat **Lehars Operette „Paganini“** im Großen Haus des Theaters Pforzheim Premiere

PFORZHEIM. Der Tenorschlager „Gern hab ich die Frau'n geküsst“ ist zwar populär, die Lehar-Operette „Paganini“ hingegen, aus der er stammt, ist nur selten zu erleben. Mit der heutigen Premiere nimmt sich das Theater Pforzheim dieses anspruchsvollen Stückes an, denn wie Dirigent Wolfgang Müller-Salow meint, könnte man mit der benötigten Orchesterbesetzung „auch eine „Butterfly“ oder „Tosca“ machen.“

Entstanden ist „Paganini“ 1925 und wurde nach einer Berliner Aufführungsserie mit Franz Lehars Lieblingstenor Richard Tauber ein Dauerbrenner auf der Bühne. Im Mittelpunkt steht die zumindest teilweise

historisch überlieferte Beziehung des noch jungen, noch nicht zum Weltruh gelangten Geigers Paganini und der Fürstin Anna Elisa, der Schwester Napoleons, deren Charme ihn 1808 im Fürstentum Lucca zu einem längeren Aufenthalt nötigt. Am Ende verzichtet die Fürstin auf den Teufelsgeiger, der in die Welt zieht, um nur noch seiner Kunst zu leben.

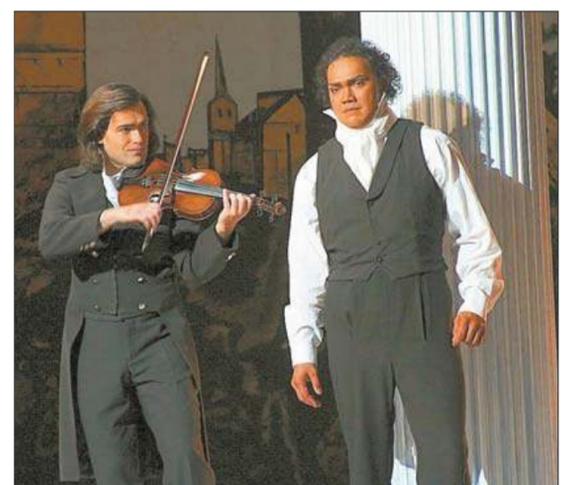
Thomas Mittmann, der kurzfristig die Inszenierung für den verstorbenen Gerhard Platel übernommen hat, betont, dass neben dem musikalisch interessanten Liebespaar Paganini/Fürstin Anna Elisa auch das Buffo-Paar, die Primadonna Bella Giretti und Giacomo Pimpinelli sehr anspre-

chend gezeichnet sei und ein Gegengewicht bilden würde. „Anfänglich hatte ich, da ich auch nur die „Highlights“ aus der Operette kannte“, sagt Mittmann, „gewisse Vorbehalte“. Inzwischen kommt er aber ob des Farbenreichtums der Musik, die ihn an Puccini und Strauss erinnert, geradezu ins Schwärmen.

Und gemeinsam mit Ausstatter Walter Perdacher bekennt er sich auch zum traditionellen Stil des Werkes. „Die Operette ist im Empire angesiedelt“, sagt der Regisseur und dort soll sie auch verankert bleiben. Der optische Aufwand für die drei Akte mit unterschiedlichen Bildern sei enorm, ergänzt Perdacher. Und

Pforzheims Musikdramaturgin Beate Bucher-Heller bekräftigt, dass die Aufführung „einen hohen Schauwert“ haben soll.

Dass Paganini ein Geigenstar ist, schlägt sich natürlich auch musikalisch nieder. Da Dirigent Müller-Salow und Regisseur Mittmann nichts von der oft praktizierten Lösung halten, die gehaltvollen Soli von der Nebenbühne oder aus dem Orchestergraben spielen zu lassen, und den Tenor in der Titelrolle den großen Geiger mimen zu lassen, wird in Gestalt von Pforzheims Konzertmeister Attila Barta eine Figur, die als „Die Geige“ eingeführt wird, bei den Soli neben Paganini stehen und spielen. Thomas Weiss



Paganini (Lemuel Cento) und sein Schatten, genannt die „Geige“ (Attila Barta, links), im Theater der Goldstadt.

Foto: Haymann